

# Morija und Golgatha

von

Benjamin Segel

III. Tausend



Verlag von M. Poppelauer, Berlin C  
1915

Bibliothèque Maison de l'Orient



151526

Von demselben Verfasser sind erschienen:

**Die Entdeckungsreise des Herrn Dr. Theodor Lessing zu den Ostjuden.** Lemberg 1910.  
Verlag „Hathikwa.“

**Der Wald.** Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin 1915.  
Neuer Deutscher Verlag.

Im „Pester Lloyd“ schreibt Eveline Freiin von Waldau über das Buch: Es heisst „der Wald“ und es weht uns von ihm ein kräftiger, erquickender Hauch von Waldesfrische und Urwüchsigkeit an. Durch schweren Kampf und Not und Leid schallt endlich die Siegesanfare so jubelnd und hinreissend, dass Herz und Seele sich weiten. In der Stimmung, die wir jetzt durchleben, wirkt dieses Buch wie ein kräftiges und reinigendes Stahlbad. Ist man mit der Lektüre zu Ende, so fangen die Szenen an, sich vor unserer Phantasie aufzubauen. Die Gestalten gewinnen Leben, Farbe und Bewegung, man hört förmlich ihre Stimmen, und unterscheidet den Klang der einen von dem der anderen.. Das ist die Kampfes- und Siegesgeschichte eines Lautern und Starken, die hier im Schauspiel sich vor uns entrollt . . . Das Ganze lässt den unverwischbaren Eindruck zurück, dass wir die Fleischwerdung einer hohen und machtvollen Illusion erlebt haben.“

**Der Weltkrieg und das Schicksal des jüdischen Volkes.** III. Auflage, 7—9 Tausend. Berlin.  
Georg Stilke 1915.

Demnächst erscheint:

**Die polnische Judenfrage.** Georg Szelinski. Wien I.

---

Diese Schrift ist ein verbesserter und vielfach erweiterter Abdruck der in der Zeitschrift »Ost und West« Mai 1915 unter demselben Titel erschienenen Studie.

# Dem Andenken

meines Bruders

Dr. med.

## ISAAK SEGEL

sei diese Schrift in wehmütiger und dankbarer  
Erinnerung gewidmet.

In der Blüte des Lebens, strahlend in männlicher Kraft und Schönheit, mitten aus einer reichen wissenschaftlichen und praktischen Berufstätigkeit wurde er uns entrissen. Er starb nach kurzem schmerzvollem Krankenlager, doch sein Sterben war sanft. Den Keim des Todes hatte er sich auf einer Fußwanderung in Böhmen, am Bett einer armen kranken Bäuerin geholt, in deren Hütte er eingetreten war, um ihr ärztliche Hilfe zu bringen. Wir bestatteten ihn fern von der Heimat, in Wien, drei Tage nach seinem Tod, am Rüsttage des Neujahrsfestes 5674 (1913).

ערב ראש שנת תרע"ד

## Ostern 1915

Dass man um Ostern herum der Opferung Isaaks gedenken solle, wäre einem Juden nicht in den Sinn gekommen. Am jüdischen Neujahrsfest wird in den Synagogen dieser wunderschöne Bibeltext mit einer eigenartigen, ergreifenden Kantilene vorgetragen, und in den Liturgien spielt die Erzählung eine gewisse Rolle als Symbol und als Mahnung. „Immerdar gedenke uns Gott der Liebe unseres Ahnherrn Ethan,<sup>1)</sup> und um dessen gefesselten Sohnes willen beschwichtige er unsere Ankläger.“ „Der Fesselung Isaaks gedenk heut in Barmherzigkeit.“ „Gott sieht es an, als läge die Asche Isaaks auf dem Altar zusammengehäuft vor ihm.“ „Gleich wie Abraham seine Vaterliebe bezwang, um deinen Willen zu tun mit ganzem Herzen, so möge deine Vaterliebe deinen Groll wider uns bezwingen.“ Auch andere Texte aus der Urgeschichte des jüdischen Volkes werden an diesen Tagen aus der Thora vorgelesen. Es ist, wie wenn die Juden am Neujahrsfeste ihre alten Stammesrollen hervorholten, um sich des Ursprungs und der Herkunft zu erinnern. Ist doch dieses Fest der Erinnerungstag par excellence. Und es ist zugleich der Tag, an dem wir alljährlich aufs neue das Reich Gottes uns auferlegen (kabbalath ol malchuth schamajim.) Keine Erinnerung aus der Stammesgeschichte unseres Volkes ist geeignet, diese Idee so nachdrücklich und siegesbewusst zu vergegenwärtigen, wie die Opferung Isaaks, in der sich die absolute Hingebung, der vertrauensvolle, fraglose, kindliche Glaube Abrahams an den Willen und das Walten Gottes symbolisiert.

Zu Ostern dagegen ist der Sinn des Juden nach Freiheit und Frühling und Leben und erwachender Blüte und Hoffnung auf die Zukunft gerichtet. Aber die christ-

<sup>1)</sup> Poetische Bezeichnung des Patriarchen.

liche Stimmung ist um diese Zeit beherrscht von dem Kreuzestod Jesu auf Golgatha, besonders jetzt, da in der Welt so viel unschuldiges Blut fliesst.

Ein feinsinniger, gelehrter und künstlerisch hochbegabter christlicher Theologe, der eine seinem geistigen Rang entsprechende hohe geistliche Würde bekleidet, Artur Brausewetter, hat vor kurzem in einem hübschen Essay diese Stimmung festhalten wollen und glaubte dabei, nach altem gutem Theologenbrauch, ein alttestamentliches Gegenstück heraussuchen und es herabsetzen zu müssen. Wäre ich ein Christ, ich würde es als kränkend empfinden, dass die Theologen sich der Segensfülle des Christentums nicht erfreuen zu können glauben, ohne das Judentum ein bißchen zu zausen, dass sie vermeinen, ihre Religion könne im Vollglanz nur erstrahlen, wenn die jüdische recht schwarz angestrichen wird. Von dem Kreuzestod Jesu — über den Grad seiner historischen Tatsächlichkeit sind die christlichen Theologen selber noch lange nicht einig — aber von ihm bis zurück zur Opferung Isaaks ist ein weiter, weiter Weg. Doch Artur Brausewetter fühlt sich bemüsstigt, von Golgatha einen Seitenblick auf Morija zu werfen und das unglaubliche Bekenntnis abzulegen: „Die Geschichte der Opferung Isaaks auf Morija widerstrebt unserem natürlichen Empfinden gerade so wie unserer Gottesvorstellung.“ Schon auf der Schule war sie ihm unbegreiflich und unverständlich. Das wäre nun reine Privatsache; man müsste bloss staunen, dass so viele grosse Maler aller Zeiten gerade diese Geschichte so anziehend fanden, dass sie nicht müde wurden, sie immer wieder und wieder zu verherrlichen. Aber Brausewetter motiviert seinen Widerwillen gegen den Text aus religiösem Empfinden heraus: „Ein Gott, der von einem Vater verlangt, dass er seinen einzigen Sohn ihm opfern soll, ein Vater der hingeht, diesen Einzigen auf abgelegener, einsamer Bergeshöhe wie ein Opferlamm zu schlachten, der ohne jede Frage ihm das Messer ins

Herz gestossen hätte, wenn nicht im allerletzten Augenblick das befreiende Wort Gottes an sein Ohr gedrungen wäre. Einer jener Texte des Alten Testaments, gegen die sich unser ganzes menschliches Empfinden, unsere sittlichen Begriffe auflehnen, unter ihnen allen vielleicht der abstossendste.“ Einigermassen mildernd wirkt auf sein Urteil die Erwägung, dass die Isaaks-Geschichte nur „symbolisch“ ist. „Gleichnisartig voraussagend weist sie auf ein anderes Opfer, ein grösseres und bleibenderes“, „auf die grösste Ofertat der Weltgeschichte“, nämlich „die von Gott gewollte Opferung Jesu Christi am Kreuze Golgathas.“

Das ist nun leider eine durchaus falsche Auffassung, und sie nimmt wunder bei einem modernen, historisch und psychologisch so tief durchgebildeten Denker wie Brausewetter. Die Opferung Isaaks und der Kreuzestod Jesu haben gar keinerlei Zusammenhang miteinander, sie bilden, im Gegenteil, die denkbar schroffsten Gegensätze. Erstere tritt als anspruchslose Episode der Patriarchengeschichte auf, man kann sie sich ganz hinwegdenken, ohne dass die Grundlehren der jüdischen Religion irgendwie dadurch berührt würden. Der Kreuzestod Jesu ist der Fels, auf dem sich das ganze Glaubensgebäude des Christentums erhebt. Nur durch seinen Kreuzestod ist Jesus zum „Christos“, zum gesalbten Erlöser geworden. Sogar das Wunder der Auferstehung tritt zurück angesichts des Todes am Kreuze. Brausewetter hat recht, wenn er von der Opferung Isaaks sagt: „Wie alles Grosse ist sie symbolisch“; allein, sie symbolisiert nichts anderes, als „diese einfache strikte Forderung“, „diese unbedingte Befolgung, ohne zu fragen und ohne zu murren, die selbstverständliche Hingabe des Besten, Einzigen“, „den schlichten Glaubensgehorsam, den Abraham von Anfang bis zu Ende zeigt“. Entwicklungsgeschichtlich kennzeichnet aber diese Erzählung einen gewaltigen Einschnitt, den Beginn einer neuen Epoche im Werden des Gottesbegriffes: fortab will Gott keine Kinderopfer, keine Menschenopfer mehr. Und

sie weist hin auf eine weitere, noch höhere Stufe, auf der der Mensch inne wurde, dass Gott überhaupt keine blutigen Opfer mehr will, keine anderen Opfer, als Werke der Menschenliebe zu üben, Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen.

Das Opferwesen war in Israel Jahrhunderte lang, bevor es verschwand, seelisch überwunden. Als es mitten im Zusammenbruch der Nation unterging, brachte es kaum eine merkliche Erschütterung im religiösen Leben hervor. Die Opfertat als solche ist eine psychologische Notwendigkeit für jedes höhere Kulturleben. Wehe der Religion, die von ihren Bekennern kein Opfer fordert, die wohlfeil und bequem sein will: sie wird sich alsbald aus dem Seelenleben der Menschen ausgeschaltet sehen. Jede auf dem Weg zur höchsten Kulturentwicklung begriffene Menschengruppe fühlt den unüberwindlichen Drang in sich, zu schenken, zu opfern, hinzugeben, ihr Herrenrecht über die Welt und über sich selbst auszuüben und Dinge von sich zu werfen, die ihr lieb und teuer sind, für Dinge, die ihr noch lieber und noch teurer sind. Und sie muss ein Ding haben, das ihr am höchsten steht, für das der Einzelne alles, was er auf Erden hat, sogar das Leben hingeben kann, um sich erst recht selig zu fühlen. Hat sie solch ein Ding nicht, so hört die Welt auf, für sie einen Wert zu haben und sie fängt an, hinzusiechen; sie muss im platten, gemeinen Alltagsleben langsam dahinsterven. Darum wird ihre ganze seelische Hingabe jener Macht gehören, die an sie mit den strengsten Forderungen herantritt, ihr die schwersten Aufgaben stellt und so die grösste Lust gewährt, die edle Lust der Kraftentfaltung und des Überwindens. Die Konkurrenz durch Verbilligung und Konzessionenmachen hat nur bei müden, schlaffen oder genußsüchtigen Rassen Erfolg. Frische und starke Völker, Herrenvölker, die von einer inneren Kraft zum Streben nach den sublimsten Idealen aufwärtsgetrieben werden, bewahren die eherne, ewige Treue nur der



Religion, die in ständigen grossen Gefahren immer von neuen errungen werden will, die täglich den Einsatz des ganzen Daseins heischt. Darin liegt die höchste Bejahung des Lebens, dass der Einzelne, dass tausende und tausende Einzelner freudig ihr empirisches Leben hingeben, um das, was ihnen als der innerste Kern, als der höchste Wert des Lebens erscheint, zu retten oder zu fördern. Dieser Drang zur Hingabe des materiellen Ich und dessen, was es auf Erden umspannt, kann aber nur bei den seltenen, grossen Anlässen der Geschichte befriedigt werden. Für das alltägliche Leben bedarf es zu dem Zweck verkleinerter, symbolischer Handlungen, die mit den gewöhnlichen Vorgängen des gemeinen Daseins in unablässiger Berührung stehen. Diese werden dadurch in eine höhere Sphäre gehoben, mit einer Weihe umgeben. Solche Funktion erfüllte in Israel das Tieropfer bis zur Zerstörung des zweiten Tempels. (Sehr fein ist die alte Bemerkung des Talmud, dass zum Opfer nicht gefangenes Wild, sondern nur Haustiere gebraucht werden durften, die dem Landmann — die Juden waren ja ein Bauernvolk — besonders teuer sind.) Und in stetem Kampf mit dieser Institution lagen zahlreiche Bewusstseinsselemente, die aus still von Anbeginn in der Volksseele schlummernden Keimen sich allmählich zur Vollreife entwickelt hatten: das verfeinerte Mitleid, welches auch die Tiere in den Kreis des menschlichen Erbarmens einbezog; der wachsende Abscheu vor dem Blutvergiessen; die beunruhigende Empfindung, dass die Opferhandlung und alle sie begleitenden Umstände viel zu viel Handlung, Getue enthielt, unter dem schliesslich das rein geistige Element ersticken konnte. Bedeutende und erlesene Volksgruppen, wie die Rekabiten und später die Essäer enthielten sich des Opfern ganz und gar. Neben dem Tieropfer spielte das Opfer blühender, duftender Vegetabilien eine grosse Rolle. Mit dem Opferwesen hatte sich so viel vom lebendigen, fröhlichen wie schwermütigen Volksbrauch verschlungen, so viel heilige und

erhebende Erinnerungen waren damit verknüpft, dass es erst der materiellen Notwendigkeit wich. Sein Verschwinden hinterliess aber keine unausfüllbare Lücke, erforderte keine Umgestaltung des Religionswesens. Es blieb danach nur auf Generationen hinaus eine glanzumschimmerte, wehmühtige Erinnerung zurück.

Dann kam die Askese.

Es ist ein Irrtum, wenn man in der Askese eine Verneinung des Willens zum Leben, eine Abtötung des Ich erblickt. Im Gegenteil. Sie ist, gleich dem Opfer, der Ausdruck des Willens, die Welt zu beherrschen. (Das gilt natürlich nicht von der indischen, sondern nur von der jüdischen und der griechischen Askese, die vereint in das Christentum übergegangen sind). Der Mensch wird mit steigendem Bewusstsein inne, dass nicht seine Hand oder sein Fuss, nicht seine Knochen und Muskeln sein wahres Wesen ausmachen, sondern etwas ganz anderes, das er stammelnd sein Ich oder seine Seele nennt. Hand und Fuss und Muskeln und Knochen sind ihm höchstens Werkzeuge dieses Ich, Werkzeuge, deren Widerspenstigkeit und Unzulänglichkeit er nur zu häufig und gerade, wenn er seine höchsten Ziele verfolgt, schmerzlich genug zu verspüren bekommt. Nun kasteit er diese Werkzeuge unter Schmerzen und Opfern, um sie völlig in seine Gewalt zu bekommen, sich von ihrer Trägheit, ihren Begierden, ihren Schwächen unabhängig zu machen und ihrer Herr zu werden. So ist die Askese, die nur in der Entartung zur „Abtötung des Fleisches“ führt, der Ausdruck des Menschenwillens, „die Welt zu bezwingen und sie zu erfüllen“ mit seinem Ich und dessen Idealen. Dieses bewusste oder unbewusste Bedürfnis nach Askese befriedigt bei Millionen und Millionen Menschen das jüdische Zeremonialgesetz, besonders die Speisegesetze, die fortwährend zu Opfern, zur Entsagung und Entbehrung nötigen und das, was sterblich und gemein ist an uns durch den ethisch gelenkten Willen bändigen. Der Übermensch im Erden-

sohn bezwingt den Untermenschen in ihm. Die Askese ist das sublimierte Opfer. Sie ist nicht eine Absage an die Welt, sondern eine Besitznahme von ihr. Schön und schlicht drückt dies ein Vers in einem Hymnus für den Versöhnungstag aus: „Der heilige Gott hat Wohlgefallen daran, dass seine Erwählte (die Gemeinde Israel) sich kasteit.“ Dadurch bewährt sie ihre Herrschgewalt über die Materie. Von der Opferung Isaaks bis zu diesem Verse führt eine gerade Entwicklungslinie.

Die Linie, welche von Morija nach Golgatha führt, verläuft in der gerade entgegengesetzten Richtung. Und hier stoßen wir auf den Punkt in der christlichen Lehre, der dem Juden ewig unfassbar und unzugänglich bleibt.

Ein heutiger Christ von der geistigen Höhe Brausewitters bekennt: gegen einen Gott, der von einem Vater verlangt, dass er ihm seinen einzigen Sohn opfern soll, lehnen sich seine sittlichen Begriffe, sein ganzes menschliches Empfinden auf; obwohl er weiss, dass Gott dies gar nicht verlangt, sondern nur den Glaubensgehorsam und die Liebe Abrahams auf die Probe stellen will, (weswegen wir Juden ja gar nicht „Opferung“ sondern nur „Fesselung Isaaks“ sagen), obgleich die ganze Begebenheit gar nicht als Glaubenstatsache, sondern als poetische Einkleidung zweier hoher Ideen auftritt. Und nun stelle man sich einen Juden der evangelischen Zeit vor. Der wusste genau, dass die Begebenheit von Morija bereits in altersgrauer Zeit sich abgespielt hatte; die das Opfer betreffenden Lehren der Propheten waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen, seine Rabbinen hatten ihm unablässig gepredigt, das von Gott einzig begehrte Opfer sei die Gesinnung des Herzens. Und einem solchen Juden wurde zugemutet, an die Begebenheit von Golgatha nicht nur zu glauben, sondern sie zur Grundlage des Neuen Bundes zu machen, den Gott mit ihm geschlossen haben sollte. Man vergegenwärtige sich doch den Inhalt

dieser Lehre: Jesus Christus, der eingeborene Sohn Gottes, in der heiligen Dreifaltigkeit mit Gott identisch, ist am Kreuz gestorben, um die Menschheit zu erlösen, ihre Sünden zu sühnen. Gott sah, dass die Menschheit in den Pfuhl der Sünde versunken war und Satans Macht zu verfallen drohte, und er beschloss, sie zu erlösen. Aber wie sollte er das anfangen? In alten Zeiten — so erzählten uns Juden unserer Vorfahren —, sandte er in derartigen Fällen seine Propheten zu den Menschen, nicht nur zu den Juden, sondern auch, wie Jonah, zu den Heiden, und die Propheten mahnten sie mit zornmütigen, drohenden Reden zur Umkehr und sprachen zu ihnen in sanften, liebevollen Worten von Gottes unerschöpflicher Gnade und Langmut. Ehemals dachten die Menschen freilich, Gottes Zorn durch blutige Tieropfer beschwichtigen und seine Gunst erwerben zu können — gleich wie sie vordem, in barbarischen Jahrhunderten, ihren grausamen und blutdürstigen Götzen zu demselben Zweck Menschenopfer darbrachten. Allein, diesen letzteren Wahn hatte der Gott Abrahams schon auf dem Berge Morija vernichtet. Und dann hatten die Propheten Israels in jahrhundertelangem eisernem Kampf den Opferglauben in der Wurzel zerstört. Gott fand keinen Gefallen an geschlachteten Tieren und dampfendem Fleisch. Er duldet es, aus Nachsicht mit der Schwäche der Menschen, dass sie ihm Opfer darbrachten. Aber er will nur, dass die Menschen sich ihm anschliessen und seine Wege wandeln. Was heisst das, sich Gott anschliessen? lehrten die Rabbinen. Das heisst, sich seine Attribute aneignen. Gleich wie er barmherzig ist, so sei auch du barmherzig, gleich wie er gütig und langmütig ist, so sei auch du gütig und langmütig, gleich wie er gerecht ist, so sei auch du gerecht. Suchet Gott, denn er lässt sich finden, rufet ihn an, denn er ist nahe. Es verlasse der Frevler seinen Weg und der Mann des Unrechtes seine Pläne und kehre zurück zum Ewigen, und er erbarmt sich sein, zu unserem Gott, der unendlich viel vergibt.

So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich denn, dass der Frevler sterbe? Nur dass er von seinem Wege umkehre und am Leben bleibe. Dies war des alten Gottes alte Methode. Er war ja unser alter Bekannter. Er war der gerechte, strenge König, er war der gütige, barmherzige Vater. Und alle Menschen, die ihn anriefen, waren seine Kinder. Doch urplötzlich soll sich der alte Gott die Sache überlegt haben: es genügte ihm auf einmal nicht mehr, dass die Menschen ihren Missetaten entsagten und zu ihm zurückkehrten. Er wollte ein blutiges Opfer, sogar ein Menschenopfer haben. Er fühlte sich ausserstande, die Menschheit zu erlösen, solange nicht ein Mensch ihm zu Ehren am Kreuze starb. Aber um der Welt zu beweisen, wie sehr er sie liebte, sollte dieses Opfer sein eigener, sein eingeborener Sohn sein. Ehedem waren alle Menschen seine Kinder — nun hatte er einen eingeborenen Sohn. Und dieser Sohn musste Menschengestalt auf sich nehmen, einen grauenvollen Tod erleiden, um als Opfer zu seinem Vater zurückzukehren. Dann erst war Gottes Zorn besänftigt. Sonst war Gott kraftlos, die Menschheit zu erlösen. Doch dieser Sohn war mehr als das: er war Gott selbst. Gott hatte sich als Opfer für die Menschheit dargebracht. Wem aber ward dieses Opfer dargebracht? Niemandem anders, als ihm selbst. Der liebe Gott hatte den lieben Gott dem lieben Gott geopfert . . . Es wäre natürlich vermessen, an alle diese hohen Probleme mit dem armseligen Instrument des gesunden Menschenverstandes heranzutreten. Der gesunde Menschenverstand versagt schon vor Dingen, die das Alltägliche überschreiten, geschweige vor den letzten Fragen der Menschheit . . . Aber mittlerweile hatte sich eine furchtbare Tragödie abgespielt: ein schuldloser Mensch, ja, viel mehr als das, ein Gottmensch, hatte einen martervollen Tod erduldet mit allen seinen Bitternissen und Demütigungen. Doch das musste so sein. Es konnte nicht anders kommen.

Das lag im göttlichen Weltenplan. Gottes eingeborener Sohn, empfangen von Maria in unbefleckter Jungfräulichkeit, musste unter unsäglichen Qualen am Kreuze sterben, sein heiliges Blut musste den Sand der Richtstätte färben, damit sein Vater imstande war, die Menschheit zu erlösen. Sonst wäre die Menschheit in dem Pfuhl der Erbsünde geblieben, versunken, der Gewalt des Bösen in alle Ewigkeit verfallen, wäre nimmer der Seligkeit teilhaftig geworden. Er musste also sterben. Und durch wessen Hände musste er sterben? Durch die Hände seiner eigenen Brüder, die das Volk Gottes waren, von ihm selber so bezeichnet. Sie mussten ihn martern und töten — sonst wäre Gott um sein Opfer gekommen und das Menschengeschlecht in alle Ewigkeit verdammt; die Erbsünde würde immerdar die Kinder Adams in ihrem Banne halten. Hätten sie ihn nicht getötet, sie hätten Gottes Erlösungsplan vereitelt. Sie mussten ihn töten, obgleich ihre Richter sonst grimmige Feinde der Todesstrafe waren. Es war Gottes Wille. Sie mussten sein Blut auf ihr Haupt laden, den ewigen Fluch der schrecklichen Tat auf die Häupter ihrer Nachkommen bis ans Ende der Tage. Gott wollte es so. Gott hatte sein Volk zum Henker seines Sohnes auserkoren. Du tötest meinen Sohn und sein Blut erlöst die Welt, du aber bleibst in alle Ewigkeit verdammt — oder du tötest ihn nicht, ich kann die Welt nicht erlösen, und du bleibst erst recht in alle Ewigkeit verdammt. Das war der Dank Gottes, das war der Lohn Gottes an sein Volk, dafür, dass es ihn zuerst erkannt und geliebt, in tausendjähriger Entsagung auf staatliche Macht und Herrlichkeit verzichtend, sich zu seiner Erkenntnis durchgerungen, den Hass und den Spott einer Welt auf sich geladen, um ihn zu verkünden, seine Schlachten geschlagen, ihn treu und mutig bekannt und, tausend übermächtigen Feinden zum Trotz, sein Gesetz zum Gesetz der Welt erhoben hatte. Gott hätte seinen Sohn gestrost anderwärts Menschengestalt annehmen lassen können:

in den Urwäldern Germaniens, im ewigen Rom, in dem schönen und weisen Athen, die ja jetzt ohnehin auch sein menschlich Teil für sich in Anspruch nehmen. Aber er wollte just, dass sein Volk in das Blut seines Sohnes die Hände tauchte, um noch zweitausend Jahre nachher dafür als „gottesmörderisches Volk“ blutig verhöhnt und verfolgt zu werden. Gott wollte es nicht anders. Fürwahr, milder und gerechter kann selbst ein Gott nicht sein...

Man schilt die Juden, weil sie die Annahme des Christentums ablehnen, verstockt, hartherzig, gottlos und wie sonst die lieblichen Koseworte lauten, und man bedenkt nicht, was für schwere, psychologisch unlösbare Rätsel es ihnen aufgibt.

Ganz mit Brausewettters Worten müssen die Juden sich sagen: „gegen einen solchen Gott lehnt sich unser ganzes menschliches Empfinden, lehnt sich unser sittliches Bewusstsein auf.“

\* \* \*

Die Golgatha-Geschichte hat für das Gewissen der Juden aber auch noch andere unüberwindliche Schwierigkeiten und unübersteigbare Höhen. Um nur eine zu erwähnen: die Kreuzigung Jesu erscheint im Grunde als ein entsetzlicher Justizirrtum, einem verhängnisvollen Missverständnis entsprungen. Das jüdische Synhedrion wusste eigentlich nicht, wen es da vor sich hatte. Jesus verschmähte es, sich zu verteidigen. Das ist sicherlich gross und erhaben. Es ist tragisch und erschütternd. Aber der Schein sprach in allen Punkten gegen ihn. Man hat kein Recht, an die Verworfenheit der Richter zu glauben. Sie folgten nur der Stimme ihres Gewissens, indem sie ihn verurteilten. Und er sprach kein Wort, welches sie aufklären konnte. All die grosse Zaubergewalt seiner Persönlichkeit, die ganze Macht seiner Rede, welche ihm alle Herzen eroberte und die Massen hinriss, welche hartgesottene Sünder von Grund aus verwandelte, liess er unbenutzt, und liess es zu, dass die Richter in ihrer Verblendung

ins Verderben rannten und ihr ganzes Volk mit hinein-zogen. Ein Wort von seinen Lippen hätte genügt, ihnen die verhängnisvolle Binde von den Augen zu nehmen. Aber seine Lippen blieben geschlossen.

Nun hat, nach der schlichten Anschauung des einfachen Juden, der Angeklagte seinen Richtern gegenüber noch höhere Pflichten, als diese gegen ihn. Dem Angeklagten droht im schlimmsten Falle die Gefahr, den Tod zu erleiden, den Richtern aber — einen Mord zu begehen, ihre Hände mit unschuldigem Blut zu beflecken. Darum gebietet schon die primitive Pflicht der Nächstenliebe, dass ein Angeklagter, der sich unschuldig weiss, alle seine Kraft aufbiete, damit er von den Richtern die schauerliche Gefahr, Blutschuld auf sich zu laden, abwende. Er darf kein Mittel unversucht lassen, und sich erst ergeben, wenn er alles erschöpft hat, was seine Richter eines Besseren belehren könnte. Das ist in Jerusalem nicht geschehen. An diesem Stein des Anstosses scheitern ewig alle Bemühungen, die Tragödie von Golgatha dem Gewissen fassbar zu machen.

Andererseits regt sich ein Bedenken, dass manchem der Tod sehr erwünscht kommen kann, als die Krönung, als die Apotheose eines Lebens, dessen sämtliche Möglichkeiten erschöpft sind, dessen wirkende Kraft an einem toten Punkt angelangt ist, und das nur durch einen möglichst glanzvollen, aufsehenerregenden Abgang noch einmal blendend aufleuchten kann. Eine ewige Märtyrerkrone ist das bißchen Sterben schon wert. Es kann auch einen Rausch des Todes geben, eine unüberwindliche Sehnsucht, die Bürde des Irdischen von sich zu werfen, um als reiner Geist in lichten Höhen ein vollkommenes Dasein zu führen. Nur, dass arglose Menschen, einzig weil sie zufällig die Last des Richter-amtes auf ihren Schultern tragen, dabei zu Mördern gemacht werden — wie ist das mit der Idee der göttlichen Gerechtigkeit vereinbar?

\*

\*

\*



Auch in Indien und Hellas finden sich Analogien zu der Isaakserzählung, nur ist keine von solcher Höhe und Reinheit, wie die jüdische. Hier sind zwei Motive zu einer Einheit verschmolzen: das individualpsychologische der vertrauensvollen Ergebenheit Abrahams und das entwicklungsgeschichtliche der Läuterung des Gottesbegriffes. Es wäre interessant, zu erfahren, ob Brausewetter die indische und die hellenische Erzählung auch so „abstossend und unsympatisch“ findet, wie die unsere.

Dieser gegenüber ist er immerhin nicht ganz ungnädig, aber nur insofern sie „germanische Züge“ aufweist. Solche sind: „diese einfache strikte Forderung, diese unbedingte Befolgung, ohne zu fragen oder zu murren, diese selbstverständliche Hingabe des Besten, Einzigen“. Dann: „die knappe, fast epigrammatische Darstellung, die Kargheit im Ausdruck der Empfindungen, die nur angedeutet werden. Das alles ist germanisch, wie der schlichte Glaubensgehorsam, den Abraham von Anfang bis zu Ende zeigt“. Nun sind alle diese Züge echt jüdisch, sind in allen biblischen Erzählungen ebenso wie in vielen aggadischen anzutreffen. Ungefähr zwölfhundert Jahre, bevor die Deutschen mit Homer bekannt wurden, waren sie mit der Bibel vertraut, und diese hat wohl auf sie gerade in den Jahrhunderten ihres Werdens den stärksten Einfluss unter allen grossen Büchern der Welt gehabt. Wenn nun diese Züge germanisch sind, so sind sie es erst ziemlich spät geworden; Jahrtausende vorher waren sie rein jüdisch. Ein grosses Stück des besten Germanentums wäre also jüdischen Ursprunges. Es ist eine sehr bequeme Methode, alles, was einem in der Bibel gefällt, als „germanisch“ auszugeben. Das ist der Standpunkt des Klosterbruders in Lessings Nathan: ihm gilt der edel denkende Jude schlechthin als echter Christ. Oder des mittelalterlichen Talmudjägers, der in Aristoteles, Plato und Sokrates echte Juden sah. Nur fehlt hier die fromme, herzige Naivität des Klosterbruders und des Talmud-

jüngers; dagegen ist viel Selbstgefälligkeit, Einseitigkeit und Überheblichkeit vorhanden.

\*

\*

Aber Brausewetter gesteht, in der letzten Zeit gegen die Morija-Erzählung bedeutend milder gestimmt worden zu sein. „Da geschah es, dass ich in einer stillen Abendstunde in diesen Tagen wieder einmal auf die alte Geschichte stiess. Und wunderbar, ich sah sie mit anderen Augen, ja, mir war, als läse ich manches in ihr zum allerersten Male . . . Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und geh in das Land Morija und opfere ihn daselbst . . . An wieviele Väter und Mütter ist in den acht ereignisschweren Monaten, die wir jetzt durchungen haben, dieselbe Forderung ergangen.“

Es hat also erst dieses grauenhaften Krieges bedurft, um in Artur Brausewitters Seele eine Ahnung von dem tiefen Sinn der Morija-Geschichte aufgehen zu lassen. Welch eine beneidenswerte, frische Jugendlichkeit dieser frommen Herzen! Als ob die Weltgeschichte jetzt erst begonnen hätte, in dem Moment, als sie mit ihren Schrecknissen an die werten Zeitgenossen herangetreten ist. Merkwürdig. Sie schreiben die besten Geschichtswerke, erforschen die Ereignisse der Vergangenheit bis ins Kleinste, haben aber nichts davon mit der Seele erlebt, nichts davon ist in ihrer lebendigen Erinnerung haften geblieben. Wie oft ist im Verlaufe der Geschichte an uns die Forderung ergangen, die Väter und Mütter sollen ihre Kinder, ihre einzigen, die sie lieb haben, hingeben, und immer antwortete darauf „diese unbedingte Befolgung, ohne zu fragen oder zu murren, diese selbstverständliche Hingabe des Besten, Einzigen.“ Man denke an die Mutter der sieben Söhne, die von der Kirche irrtümlich als Makkabäer verehrt werden. Dann an die Zeit von den Kreuzzügen bis ins 16. oder 17., ja 18. Jahrhundert. Und sie wurden hingegeben, nicht um zu kämpfen und zu töten, sondern nur, um sich kampflös töten, sich lebendigen Leibes verbrennen, rädern, martern zu

lassen. Die Opfertat ihres Ahnherrn auf Morija haben seine Nachkommen tausend- und tausendfach wiederholt.

Psychologische Unerfahrenheit meint, die grösste Tragik des Lebens sei das Sterben, und ahnt nicht, dass eine Stunde Lebens mehr Tragik enthalten kann, als ein zehnfacher Tod. Brausewetter hat einen gewaltigen, fundamentalen Unterschied zwischen Morija und Golgatha nicht bemerkt. Nicht an Isaak ergeht der Befehl: „Stirb für mich!“, sondern zum Vater spricht Gott: „Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du lieb hast, den Isaak, und bring ihn mir zum Opfer dar“. Das Beste, Einzige, Liebste, das du hast, gib es hin – und bleib am Leben. Das ist eine Opfertat. Wer die vollbringt, hat Heroismus bewiesen, hat die Probe bestanden. Aber sterben! Was ist das? Das taten und tun ja vor unseren Augen ihrer Tausende und Hunderttausende, die keine Strahlenkrone erwartet, deren Namen kein Mensch ausser ihren Müttern zu nennen weiss. Der Tod kann ein grosses Opfer sein, aber das Leben ist das grösste.

\* \* \*

Die Bibel kennt noch einen Berg, auf dem Einer starb — wirklich starb. Den Berg Nebö. Es ist seltsam, dass Artur Brausewetter nicht an ihn anstatt des Morija dachte. Das könnte eher zu vergleichendem Nachsinnen anregen. Ungefähr drei Wochen vor ihrem Osterfeste, am 7. Adar, gedenken die Juden in weihevoller und festlicher Stimmung des Todes Mosis, ihres Lehrers, auf dem Berge Nebö. Der Text aber, das Schlusskapitel des Fünfbuches, wird am Freudenfeste der Thora vorgelesen. Diese zehn oder zwölf Verse bilden einen der hoheitsvollsten und ergreifendsten Texte der Weltliteratur. Alle „anziehenden germanischen Züge“ finden sich hier noch schärfer ausgeprägt: „die knappe, fast epigrammatische Darstellung, die Kargheit im Ausdruck der Empfindungen, die nur angedeutet werden“. Es ist, als ob der Text sich scheute, die erhabene Grösse dieser Stunde durch ein überflüssiges oder gar

vorlautes Wort zu stören. . . . An einem Sabbat Nachmittag war es, zur Minchazeit, so weiss es die spätere jüdische Volkssage zu künden. Still und friedlich neigte sich der heilige Tag seinem Ende zu. Da verliess Mose das Lagerzelt und schritt seinen einsamen Weg den lichtgekrönten Berg hinan, während das Volk weit unten im Tal noch der behaglichen Sabbatruhe pflegte . . . Und Mose stieg von den Ebenen Moabs den Berg Nebò hinan, bis zum höchsten Gipfel, gen Jericho, und Gott zeigte ihm das ganze Land, den Gilead bis Dan . . . Und als wollte der Erzähler seine Ergriffenheit beschwichtigen, um sich von ihr nicht übermannen zu lassen, fängt er an, einen ganzen trockenen Katalog von Städtenamen und Grenzen aufzuzählen . . . Und Gott sprach zu ihm, siehe, dies ist das Land, welches ich geschworen habe, den Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs zu geben; ich zeige es dir, sieh es mit eigenen Augen an, aber dorthin kommst du nicht . . . Wozu auch? Es liegt eine tiefe und schmerzvolle Erkenntnis vom Leid der Welt und vom Schicksal des Menschen darin, dass Mose das Land seiner Sehnsucht nur von Ferne sehen, aber nicht betreten darf. So soll der Held sterben: mit der grossen, reinen Vision seines Ideals vor der Seele und dem schmerzlich beglückenden Heimweh nach dem Reich seiner Hoffnungen im Herzen. Aber die Verwirklichung seines Ideals begehre er nimmer zu schauen. Nichts Trübseligeres, nichts Kümmerlicheres gibt es in der Welt, als den Anblick eines verwirklichten, eines fleischgewordenen Ideals. Und zum einzigen Lohn für sein Leben und seine Mühsal legt dem Helden Gott in letzter Stunde, als das Ideal reif geworden, um in die Niederungen herabzusteigen und irdische, tönerne Gestalt anzunehmen, die Hand auf die Augen und lässt ihn sterben . . . Und Mose war hundertzwanzig Jahre, als er starb . . . Die Götter Griechenlands liessen ihre Lieblinge in prangender Jugendblüte sterben. Die Lieblinge des Judengottes sterben alt und satt

an Tagen, nachdem sie die ganze Schaffenskraft aus sich herausgeholt und hergegeben, nachdem sie des Lebens alle Schrecknisse und des Leidens alle Wonnen durchgekostet haben . . . Und Mose war hundertzwanzig Jahre, als er starb, nicht war sein Auge trübe, noch waren seine Säfte geflohen . . . Stolz und kraftvoll, wie er einst, ein Jüngling noch, die Wüste durchmass, schreitet er jetzt den Berg hinan, und sein strahlendes Auge blickt in die untergehende Sonne. Hinter ihm lag ein langes Leben voller Kämpfe und Siege. Mit seinem Ich hatte er gekämpft, mit dem König des mächtigsten Reiches, mit Gott selbst, und mit den Menschen und ihrer Feigheit und Hartnäckigkeit und Dummheit und Eitelkeit und Faulheit; er hatte den Haufen mit starker Hand zu einem Volke gehämmert, und hatte dieses Volk zum ewigen Erbteil seines ewigen, einzigen Weltengottes gemacht und liebte es in Demut und grenzenloser Hingabe und trotziger Hoffnung und unendlicher Sanftheit, und mit Kraft und Zorn und Hass. Und er führte es wie ein treuer Hirte und wie ein grosser Feldherr, wie ein strenger, freundlicher Lehrer und wie eine sorgende Mutter, und er hegte es, wie ein Gärtner seinen Garten hegt, und er trug es, wie ein Adler seine Küchlein trägt, und er schützte es vor dem Zorn seines Herrn, und wollte lieber aus dem Buche, das Gott geschrieben, ausgelöscht sein, als dass er dieses Volk seinem Schicksal überliess, um selber zum Stammvater eines grossen Volkes zu werden. Und jetzt hatte er ihm den letzten Segen gespendet und sich still abgewandt und schritt nun seinen einsamen Weg, um auf lichtumflossenem Berge zu sterben. Nicht kummervoll und schmerzverzerrt war sein Antlitz, sondern strahlend und leuchtend, wie ehemals; nicht blutunterlaufen und irr waren seine Augen; klar, stark und liebevoll grüssten sie zum letzten Mal die schöne Erde. Nicht begleiteten ihn untröstlich klagende Frauen mit siebenfach durchbohrtem Herzen, noch aufgeregtes, verzücktes, verzweifertes Volk.

Er machte kein Aufsehen beim Sterben. Still und einsam ging er seinen letzten Gang. Sein Tod hinterliess keine ungesühnte Blutschuld und keine fluchbeladenen Henker. Er machte kein Aufhebens davon. Gott zeigte ihm weit und breit das Land seiner Sehnsucht, wie es zu seinen Füßen dalag im Lichte des sinkenden Tages. Dann küsste er ihn . . . Und es starb dort Mose, der Knecht Gottes, im Lande Moabs, nach dem Geheiss Gottes . . . Ganz wie die Sonne drüben in das purpurstrahlende, unendliche Meer still niedertauchte . . . Und er begrub ihn im Tal, im Lande Moabs gegenüber Beth-Peor, und kein Mensch kennt sein Grab bis auf den heutigen Tag . . . Er wollte nicht, dass sein Leichnam und sein Grab je angebetet würden. Er brauchte auch nicht aufzuerstehen, denn sein Leben war das grosse Wunder, nicht sein Tod.